



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Buchholz, Gustav: Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust am  
19. März 1813

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust am 19. März 1813

Von Gustav Buchholz\*)



Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust ist nur ein Akt, und zwar einer der letzten aus der großen Rückzugsbewegung der französischen Armee, die am 18. und 19. Oktober 1812 — genau ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig — in Moskau begonnen hatte und im März 1813 an und hinter der Elblinie einstweilen ihr Ende fand.

Mit steigender Besorgnis hatte man am sächsischen Hofe den französischen Rückzug sich vollziehen sehen. Schon Mitte Januar sprach der leitende Minister König Friedrich Augusts die Befürchtung aus, nachdem einmal die Weichsellinie preisgegeben sei, werde auch die Oder die Franzosen nicht halten, und sie würden sich bis an die Elbe zurückziehen. Damit wurde denn Sachsen der gegebne Schauplatz des künftigen Kriegs, und für den König war des Bleibens nicht länger in seiner bedrohten Hauptstadt. In der Tat hatten die Ereignisse die Voraussicht des Grafen Senfft bestätigt. Schon Ende Februar hatten die Russen Sachsens Grenze überschritten, hatte der König sich genötigt gesehen, in dem südlichsten Winkel seines Landes, in Plauen, eine Zuflucht zu suchen. Anfang März waren die Franzosen in vollem Rückzug auf die Elbe. Am 4. verließ der französische Oberkommandierende, der Vizekönig Eugen, Berlin, am 6. traf er in Wittenberg ein, am 9. schlug er sein Hauptquartier in Leipzig auf — also schon hinter der Elblinie in unmittelbarer Nähe der Saale. Er war im Begriff, so konnte es scheinen, auch die Elbe kampfslos preiszugeben. Im Zusammenhang mit diesen Bewegungen stand es, wenn am Morgen des 7. März der General Reynier, der im russischen Feldzuge die Sachsen — das siebente Armeekorps — befehligt hatte, mit seinem Stab in Dresden anlangte und sofort, noch ehe ihm am 8. der Rest seines Korps — es waren nicht mehr als 2000 Mann — gefolgt war, Anstalten traf, die auf eine Verteidigung der Stadt abzuzielen schienen. Er ließ die Tore der Neustadt durch Pali-

\*) Beschäftigt mit Forschungen zur sächsischen Geschichte in den Tagen der Freiheitskriege würde der Verfasser für jeden Hinweis auf Material in Privatbesitz zur Geschichte dieser Zeit und für die Gewährung des Zutritts zu solchem sehr dankbar sein. Auch einfache Familienbriefe, wie einer in diesem Aufsatz verwertet werden durfte, können unter Umständen neben den archivalischen Akten von großem Werte sein. Vor allem für die Erkenntnis der öffentlichen Meinungen und Stimmungen sind Privatbriefe die einzig zuverlässige Quelle. Noch sind solche Briefe aus dieser denkwürdigen Zeit unsrer deutschen Geschichte zweifellos in nicht geringer Zahl erhalten. Es wäre zu bedauern, wenn sie ungenutzt zu Grunde gingen.

Etwaige freundliche Mitteilungen sind zu richten an Professor Buchholz, Leipzig, Südstraße 80.  
Grenzboten II 1903

faden gegen einen Kosakenangriff schützen und ging auch sofort daran, eine Mine in einen Bogen der Brücke zu legen, um sie gegebenenfalls unpassierbar machen zu können.

Es war nicht das erstemal, daß die Dresdner Brücke in Verteidigungszustand gesetzt wurde. In sie war in alter Zeit geradezu auf die Verteidigung eingerichtet, durch Tore und Zugbrücken geschützt gewesen. Sie bildete eben ein Glied (und eins der wichtigsten) der Dresdner Befestigungswerke. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte sie nicht weniger als vier Zugbrücken. Auch die jetzige, die Böpelmannsche Brücke hatte ursprünglich auf der Neustädter Seite eine Zugbrücke. Erst 1738/39 — also unter August dem Dritten — wurde diese abgerissen. Aber bald genug ergab sich von neuem die Notwendigkeit, die Brücke wieder in Verteidigungszustand zu bringen. Es war 1744 vor dem Beginn des zweiten Schlesischen Krieges, als man in der Erwartung eines preussischen Überfalls mitten auf der Brücke große Erdtraversen anlegte und — wie uns ausdrücklich gemeldet wird — auch Maßregeln zur Sprengung eines Pfeilers traf. Ähnliche Vorkehrungen wurden dann 1758 auch von den Preußen, die damals in dem Besitze der Stadt waren, gegen die heranrückenden Österreicher getroffen. Auch damals wurde ein Pfeiler unterminiert. Beide male kam man nicht in die Notwendigkeit, die Verteidigung ins Werk zu setzen oder gar die Sprengung vorzunehmen. Immerhin sehen wir, Reyniers Vorgehen war an sich ganz und gar nichts Unerhörtes — die erste Minierung der Böpelmannschen Brücke war gerade von sächsischer Seite vorgenommen worden.

Allerdings in einem Punkte hatten sich die Verhältnisse inzwischen geändert. In den Tagen des großen Friedrichs war Dresden noch eine Festung gewesen, jetzt war es eine mehr oder weniger offene Stadt. Auf den Befehl Napoleons, der bekanntlich Torgau zum künftigen Waffenplatze Sachsens ausersahen hatte, waren im Jahre 1809 die äußern Werke Dresdens demoliert worden, und seit 1811 war die Abtragung der innern Werke im Gange, wenn auch noch nicht vollendet. Nun hat aber gerade in Bezug auf Dresden ein militärischer Fachmann, Heinrich Aster, Oberstleutnant der sächsischen Artillerie, der Verfasser eines Buches über die Kriegsergebnisse in und vor Dresden im Jahre 1813, den, wie mir scheint, durch die Ereignisse des Jahres 1813 selbst nur bestätigten Satz ausgesprochen, daß nicht die Festungswerke einen Ort zur Festung machen, sondern seine Lage ihn dazu stempelt. In der Tat hat ja Napoleon im August desselben Jahres den Versuch gemacht, das notdürftig wieder befestigte Dresden gegen die Verbündeten zu halten. Bestand diese Absicht etwa auch im Frühjahr, konnte sie bestehen? Das ist die Frage, deren Beantwortung unsre Ansicht von dem militärischen Wert oder Unwert der Brückensprengung und damit unser historisches Urteil über den Vorgang selbst entscheidend beeinflussen muß.

Mit wünschenswerter Deutlichkeit gibt uns nach dieser Richtung hin die gedruckte Korrespondenz Napoleons Aufschluß. Aus zwei Briefen, die er am 2. März an König Friedrich August wie an einen seiner Generale, Lauriston, schrieb, der damals in Magdeburg stand, geht hervor, daß Napoleon in diesem

Augenblick an eine Verteidigung Dresdens ganz und gar nicht dachte. Wohl kam es ihm darauf an, die Mittellabe zu halten, so lange das möglich war. Jedenfalls sollten sich Wittenberg und Torgau behaupten, eine Verteidigung des offenen Dresdens aber kam ihm nicht in den Sinn. Wenn sich die Russen, so ordnete er an, Dresden mit Übermacht näherten, solle Reynier mit seinem Korps nach Torgau ziehen. Darin, daß dieser Befehl Napoleons nicht befolgt wurde, liegt die Ursache der weiteren Verwicklung. Warum es nicht geschah, entzieht sich einstweilen unsrer Kenntnis; Aufschluß hierüber wird nur das Pariser Kriegsarchiv geben können. Mir will es scheinen, als wenn der Bizekönig Eugen die Schuld an der Abänderung der Dispositionen getragen hätte. Wenigstens besitzen wir einen Brief Napoleons an den Bizekönig (vom 5. März), worin er diesem ausführlich die Fehlerhaftigkeit einer solchen Disposition auseinandersetzt und in einer für die Erkenntnis seiner strategischen Absichten ungemein lehrreichen Weise die Begründung seiner eignen Anordnung gibt, deren Ausführung er auch jetzt noch wünscht. Auch er lege den größten Wert auf Dresden (*je sais bien que la grande question est Dresde*), aber diese Stadt sei nun einmal nicht zu behaupten, und die vom Bizekönig getroffenen Maßregeln würden, da sie für diesen Zweck doch nicht genügten und genügen könnten, der französischen Sache nur eine ganz zwecklose moralische Niederlage zuziehn: *elle montrerait que nous avons voulu défendre Dresde et que nous ne l'avons pas pu*. Das beste Mittel, Dresden zu verteidigen, sei vielmehr die Ansammlung der französischen Hauptmasse bei Magdeburg, denn diese bedrohe Berlin und nehme dem Feinde die Lust, auf Dresden zu marschieren. An und für sich, schreibt er einige Tage später (18. März), als ihm weitere Meldungen von den Vorbereitungen einer Brückensprengung berichtet haben, habe er nichts dagegen, daß man die Neustadt wieder zu befestigen suche und die Brücke sprengte — man sieht, er fügt sich für den Augenblick in das, was er von Paris aus nun doch nicht mehr ändern kann —, aber nützen werde es nichts, da man die Stadt doch aufgeben müsse, wenn der Feind mit Übermacht komme. Wieder einige Tage später (24. März) — die Brücke lag schon fünf Tage in Trümmern — schreibt er mit steigender Besorgnis und im Widerspruch zu seinem letzten Briefe, hoffentlich sei die Sprengung nicht ausgeführt worden. Wenn man, wie der Bizekönig, Dresden verteidigen lassen wolle, so dürfe man sich doch nicht den Feind durch Sprengung der Brücke erst gerade in die Neustadt hereinziehen. Diese müsse vielmehr auf jeden Fall verteidigt werden. Ähnlich endlich am 26., als er inzwischen die offizielle Kunde von der Sprengung in seiner Hand hatte: Wenn man einmal den Übergang hätte zerstören wollen (nach dem vorhergehenden Briefe genügte eine Verbarrikadierung), so hätte man nur einen Bogen — nicht einen Pfeiler, also zwei Bogen — sprengen, die Lücke aber gleich wieder mit Holz belegen müssen, um Herr der Stadt zu bleiben. Beim Abzug hätte man dann nötigenfalls das Holz ins Wasser werfen können.

Zweierlei wird aus diesen Briefstellen klar. Napoleon ist nicht bloß ganz unschuldig an dem Akt, den er nicht mehr hindern konnte, als er zuerst von den Vorbereitungen dazu hörte (zwischen dem 15. und 18., wahrscheinlich am

17. oder am 18. selbst), sondern, und das ist für uns das Entscheidende, die Sprengung lag ganz und gar nicht im Sinne seiner Intentionen. Wäre es nach ihm gegangen, wären seine Anordnungen ausgeführt worden, so hätte sich Reynier bei der Annäherung der Russen auf dem rechten Elbufer stillschweigend auf dem linken nach Torgau gezogen, eine Brückensprengung wäre gar nicht in Frage gekommen. Es ist möglich, daß, wie Napoleon hoffte, alsdann die drohende Anhäufung französischer Truppen bei Magdeburg den Vormarsch der verbündeten Russen und Preußen auf Dresden gehemmt hätte. Man hat oft behauptet, daß Napoleon im Feldzug von 1813 nicht mehr der alte gewesen sei. Wir machen an dieser Stelle die entgegengesetzte Erfahrung. Sein klarer und nüchterner strategischer Blick sticht imponierend von dem Dilettantismus seiner Generale ab. Seine Kritik ihres Vorgehens liefert uns zugleich die besten Maßstäbe für unser eignes Urteil. Wenn nach seiner Ansicht eine Verteidigung der offenen Stadt mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, ein militärisches Umding war, so dürfen wir uns dieses Urteil unbedenklich aneignen, ganz abgesehen davon, daß der Erfolg es bestätigt hat.

\* \* \*

Als General Reynier sofort nach seiner Ankunft in Dresden am Morgen des 7. März Vorbereitungen für die Sprengung eines Bogens der Brücke traf, da nahm man zunächst an, daß es sich nur um eine militärische Demonstration handle. Man konnte sich eben nicht denken, daß Reynier wirklich die offene Stadt gegen einen überlegnen Feind werde verteidigen wollen. Aber bald stellte sich heraus, daß seine Vorbereitungen doch ernst gemeint seien. Und da brach nun die lang zurückgehaltne Erbitterung gegen die Franzosen mit einem Ungestüm und einem Nachdruck zutage, dem gegenüber es keinen Widerstand gab, und vor dem auch der französische General wohl oder übel zurückweichen mußte.

Man hat behauptet — und gerade ein geborner Sachse, Treitschke, hat das in seiner Deutschen Geschichte mit besonderm Nachdruck getan —, daß die Sachsen an der großen patriotischen Erhebung des Jahres 1813 nur einen verhältnismäßig geringen innern Anteil genommen hätten. In Wirklichkeit hat in dem Vaterlande des Sängers von Leier und Schwert die nationale Bewegung genau so tiefe und kräftige Wurzeln geschlagen wie in irgend einem andern Teile unsers Vaterlandes. Ich hoffe dafür in weiterm Zusammenhange noch den Erweis bringen zu können. Aber auch schon das Ereignis, das uns heute beschäftigt, spricht, wie ich meine, gegen die Treitschke'sche Auffassung.

Es ist ein eignes Ding um die Ausbrüche des Volksempfindens. Sie sind unberechenbar wie die Wolken des Himmels. Sie sind plötzlich da und fegen wie der Sturmwind daher. Ebenso plötzlich und völlig sind sie wieder verschwunden. In ihnen kommen die Gemütsbewegungen der Völker zum Ausdruck. Eine solche historische Stunde war es, die sich am 10. März 1813 auf der Dresdner Brücke und in ihrer Umgebung abspielte. Den Hergang schildert ausführlich die anonyme, von einem Augenzeugen verfaßte und schon im Jahre 1816 erschienene „Darstellung der Ereignisse im Jahre 1813.“ Ich habe sie

mit den in reicher Zahl in den Akten des Dresdner Archivs vorhandenen Berichten und Briefen über das Ereignis verglichen und in den tatsächlichen Angaben sehr treu gefunden. Doch ist dem Berichterstatter eigentlich nur der äußere Hergang bekannt geworden. Das tiefere Verständnis des Zusammenhangs aber ergibt sich erst aus den bisher noch nicht benutzten Berichten und Protokollen der vom König in Dresden zurückgelassenen Immediatkommission. Sie sind die Hauptquelle des Folgenden.

Schon am 7. — gleich nach Reyniers Ankunft — hatten, wie wir sahen, die Vorbereitungen zu der Minenarbeit an der Brücke begonnen. Aber erst am 9. Abends waren diese so weit gediehen, daß man nun wirklich ans Werk ging und über dem dritten Bogen (von der Altstadt her gerechnet) das Pflaster aufriß, um von da tiefer zu graben. Sofort machte sich im Publikum eine lebhafte Bewegung bemerkbar, ein Erzeß gegen die zum Aufgraben angestellten Arbeiter aber fiel nicht vor. Während der Nacht ruhte die Arbeit, auch am Vormittag des 10. wurde sie nicht fortgesetzt. Überhaupt war bis dahin die Beschädigung der Brücke ganz unbedeutend. Aber man erkannte die Absicht. Gruppen von Passanten umstanden am Morgen des 10. fortwährend die Stätte. Man tauschte Meinungen und Befürchtungen aus. Man erregte sich gegenseitig über diesen neuen Akt fremder Willkür. In solchen Augenblicken bedarf es nur eines beliebigen und an sich gleichgiltigen Ereignisses, die latente Spannung zu entfesseln. Dieses Ereignis blieb nicht aus. Es konnte nicht banaler und geringfügiger sein. Ein aus dem Lazarett entlassener sächsischer Husar und ein betrunkenen französischer Soldat stießen auf der Brücke zusammen. Das Protokoll der Immediatkommission, das darüber aufgenommen wurde, vergißt nicht zu bemerken, daß der Franzose auf der un rechten Seite des Trottoirs gegangen sei. Man verstand offenbar schon damals in diesem Punkte keinen Spaß in Dresden. Bei der Prügelei, die sich nun zwischen beiden entwickelte, nahmen die Umstehenden auf das kräftigste für ihren Landsmann Partei. Mehrere andre Franzosen, die dazu kamen, wurden ebenfalls gehörig vermöbelt. Erst als sich die Bürgerwache einmischte und den betrunkenen Franzosen verhaftete, legte sich der Tumult.

Es war gegen zwölf Uhr, als dieser Vorgang der Immediatkommission gemeldet wurde. Sie tat das einzig unter diesen Umständen angemessene: sie beantragte beim General Reynier, daß er Kavalleriepatrouillen durch die Straßen, besonders in die Gegend der Brücke, senden möchte. Kein Zweifel, daß diese Maßregel den erwünschten Erfolg gehabt hätte. Nichts wirkt ja in solchen Augenblicken beruhigender auf aufgeregte Nerven, als der Hufschlag einer Schwadron wohlbewehrter Reiter auf dem Pflaster. Aber Reynier befolgte den Rat der Kommission nicht. Weshalb? — das könnten uns nur seine Berichte an den Vikarönig lehren, die, sofern sie erhalten sind, auf dem Pariser Kriegsarchiv liegen müssen. Wahrscheinlich hielt er die Aufwendung eines so großen militärischen Apparats um eine solche Bagatelle nicht für nötig. War schon das eine Kurzsichtigkeit, so noch mehr der Umstand, daß er jetzt gerade — man möchte meinen: in einem Gefühl trotigen Übermuts — die seit dem Abend vorher unterbrochenen Arbeiten auf der Brücke wieder aufnehmen ließ. Und

das in den ersten Nachmittagstunden, zu der Zeit des größten Verkehrs, und ohne jede militärische Bedeckung. Denn die zwei Schildwachen, die er auf der Brücke postierte, konnten als solche doch nicht gelten. Das war eine zwecklose Herausforderung an die öffentliche Meinung, die sich bitter rächte. Gerade dieses Mißverhältnis zwischen der Hoffart des Benehmens und den Ansprüchen der Franzosen auf der einen und der Geringfügigkeit ihrer augenblicklichen Mittel auf der andern Seite reizte dieselben Leute, die sich nachher der Machtentfaltung Davousts gegenüber wohlweislich ruhig verhielten. Gerade für solche Dinge hat das Volk eine feine Witterung. Lautlos duckt es sich unter die eiserne Faust, für Ansprüche, hinter denen keine Zwangsgewalt steht, hat es nur Hohn.

Es wiederholten sich nun am Nachmittag — es war zwischen drei und vier Uhr — die Szenen des Vormittags, nur mit dem Unterschiede, daß, was damals eine einfache Kauferei gewesen war, jetzt den Charakter einer offenen Revolte annahm. Man neckte und störte erst die Arbeiter, riß ihnen dann Spaten und Hacken aus den Händen und ging schließlich zu Gewalttätigkeiten über, bei denen ums Haar der leitende französische Ingenieuroffizier in die Elbe geflogen wäre. Nur der Aufopferung und dem Mute eines verabschiedeten sächsischen Kavalleriekapitäns, des Herrn von Kregschmar, war es zu danken, daß dies vermieden wurde. Ein Fortgang der Arbeiten aber war unter diesen Umständen vollständig ausgeschlossen. Jetzt endlich schien Reynier eines Bessern belehrt zu sein. Der unablässige Ruf der Menge, die sich auch unter seinen Fenstern vor dem Brühl'schen Palais gesammelt hatte: „Fort mit den Franzosen, fort mit den Franzosen!“ hatte ihm die Situation klar gemacht. Auf erneutes Drängen der Immediatkommission ordnete er an, daß verstärkte Kommandos von Kavallerie auf den Straßen patrouillieren sollten, er nahm auch ein Kommando der Bürgergarde als Wache vor seiner Tür an, ja er versprach, die Arbeiten auf der Brücke nicht eher als am kommenden Morgen wieder aufnehmen zu lassen. Zu diesem Zeitpunkt, so machte man aus, sollte eine Bekanntmachung der Immediatkommission erlassen und schon angeschlagen sein, die die Bevölkerung vor der Wiederholung der Exzesse eindringlich warnte. Der Wortlaut dieser Bekanntmachung, die dann tatsächlich am 11. erlassen wurde, wurde gleich jetzt vereinbart. Sie nahm Bezug auf die strengen Strafen des Mandats wider Aufruhr und Tumult von 1791, drohte den Rädeksführern Tod durch Schwert oder Rad an und wies schließlich darauf hin, daß die Ausführung der auf der Brücke getroffenen Veranstaltungen ja nur „für den höchsten Notfall“ vorbehalten sei, weitere Widersetzlichkeiten aber für die Stadt von den traurigsten Folgen sein könnten. Der Abmachung entsprechend nahm jetzt sächsisches Fußvolk an der katholischen Kirche Stellung, formierte sich unter den Linden der Hauptstraße in Neustadt (oder wie man damals sagte: auf der Neustädter Allee) die französische Besatzung, während sächsische Kürassiere und reitende Bürgerwache über die Brücke zogen. Unter dem Eindruck der Entfaltung dieser bewaffneten Macht konnte eine weitere Störung der Ruhe in der Tat als ausgeschlossen gelten.

Wieder war es in diesem Augenblick der General Reynier selbst, der

durch seine kurzfristige Unbesonnenheit eine neue verhängnisvolle Wendung herbeiführte. Ich habe schon gesagt, daß die Gründe, die sein Handeln bestimmten, nicht völlig klar sind, da wir seine Berichte über den Vorgang noch nicht kennen. Das wissen wir aber aus dem Berichte der Immediatkommission an den König vom folgenden Tage, daß er wider die Abrede („ungeachtet, wie es heißt, des der Immediatkommission geleisteten Versprechens“) am Abend um 7 Uhr, als der Tumult noch im vollen Gange war, einige Sappeurs ohne alle Bedeckung wieder auf der Brücke zu graben anfangen ließ. Diese neue törichte Provokation schlug dem Fasse den Boden aus. „Mit dem aufgeregten Volke muß man nicht spielen,“ schrieb am nächsten Tage ein Mitglied der Immediatkommission, Herr von Manteuffel an den Minister Senfft über den Vorgang. Der Tumult nahm jetzt einen Umfang an, der die Exzesse des Vormittags und des Nachmittags weit übertraf. Die Abendstunde begünstigte die Ansammlung. Die Leute waren müßig, sie hatten nichts besseres zu tun. Dazu war es dunkel. Zu allen Zeiten haben Demonstranten die Abendstunde bevorzugt. So schlugen jetzt plötzlich die Wellen des Aufruhrs zu wilder Höhe empor.

Das nun ist der Augenblick, den Kugelgen in seinen Jugenderinnerungen unübertrefflich schildert. Was die besten Akten nicht vermögen: die ängstliche Spannung des Augenblicks und die Erregung der Gemüter wiederzugeben, den Reflex, den das öffentliche Ereignis an den Familientisch wirft, das geben uns die wenigen Zeilen, die uns Künstlerhand hinterlassen hat. „Wie heute erinnere ich mich, schreibt Kugelgen, eines lauten tumultuarischen Geschreis auf den Straßen. Man rief nach Hilfe wider die Franzosen, und da wir gerade beim Abendessen saßen, griff mein Vater in der Eile nach dem Tranchiermesser, barg es unter seinem Rock und rannte mit Sturmeseile fort. Die Mutter rief und blickte ihm schwer geängstigt nach, aber glücklicherweise hatten die Franzosen, dem Andrang weichend, ihr Zerstörungswerk bereits sistiert. Bewaffnete Bürgerhaufen bewachten die Brücke.“

Man sieht, der Aufstand organisierte sich. Man machte sich zu bewaffnetem Widerstand bereit. Daß auch Männer von der sozialen Stellung des Herrn von Kugelgen (sein Stammschloß stand zu Rhense am Rhein) daran teil nahmen, tut den Charakter der Bewegung dar. Zu tief war jetzt die Erregung gegangen, als daß sie so rasch wieder hätte ebbem sollen. War die Arbeit auf der Brücke besorgt, so stürmte der Haufe jetzt in die Augustusstraße zum Brühl'schen Palais, dessen Fenster hell erleuchtet waren, und wo sich eben der Oberkommandierende mit seinen französischen und sächsischen Stabsoffizieren zur Tafel setzen wollte. Ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt — auch dieser Umstand mußte als eine neue Herausforderung wirken. Dazu kam, daß das Militär nicht zur Hand war — offenbar hatte sich Reynier auch in dieser Beziehung nicht an die Abrede gehalten. So war das Volk unbeschränkter Herr der Straße. Man schrie und johlte durcheinander: „Heraus, Reynier, heraus! Fort mit ihm! Tagt ihn hinaus, zur Stadt hinaus! Hinaus mit den Franzosen! Fort mit den Spigbuben! Sachsen soll leben! Es lebe Kaiser Alexander!“ Als das langweilig wurde, begannen die Steine gegen die hell-

erleuchteten Scheiben zu fliegen, ein förmliches und zweimal wiederholtes Bombardement.

Wir fragen: Warum griff das inzwischen angerückte Militär — es waren Sachsen — nicht ein? Die Antwort liefert ein Brief des Leutnants Karl Ludwig von Raab vom Lowfchen Infanterieregiment, der selber an der Affäre beteiligt war und zwei Tage nach dem Ereignis an seine Mutter darüber berichtete.\*) Er zeigt sich von seinem soldatischen Standpunkt aus aufs höchste indigniert über den Unfug und die Rebellion des Pöbels. Wichtig ist für uns hier die positive Angabe: Wir hatten „den Befehl, keine Gewalt zu brauchen, wodurch sich die Sache in die Länge zog.“ Dem entspricht es, wenn uns anderweitig glaubwürdig gemeldet wird, daß das Militär am 10. keine Arrestierungen vornahm. Und zwar bezieht sich beidemale die Angabe nicht bloß auf das Verhalten des Militärs bei dem Auflauf vor dem Palais am Abend, sondern auf den ganzen Vorfall.

Es ist schwer, der Haltung des ehrenhaften und persönlich tapfern Keynier in dieser Sache gerecht zu werden. Daß er auch jetzt nicht mit dem Schwerte drein fuhr, wird man sachlich nur billigen können, wenn auch ein impulsiverer Mann so viel kaltes Blut in solcher Lage kaum bewahrt hätte. Er fürchtete offenbar einen allgemeinen Aufstand, dem er sich mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht gewachsen fühlte. Sein Verhalten spiegelt den tiefen Eindruck wieder, den der Vorgang auf ihn gemacht hatte. Umso weniger ist es zu billigen, daß er vorher die Bedeutung des Vorgangs entschieden unterschätzt und sich den verständigen Ratschlägen der Immediatkommission wieder und wieder verschlossen hatte. Er persönlich ist — soweit unsre Kenntnis jetzt reicht — für die Wendung, die die Affäre nahm, verantwortlich zu machen. Wenn aus der Kauferei des Morgens am Abend ein förmlicher Aufstand geworden war, so trägt er vornehmlich, ich möchte sagen: allein die Schuld. Sein Handeln läßt klaren Blick und entschiednen Willen vermessen. Er zeigte sich der Situation in keiner Weise gewachsen. Auch ist es nicht sein Verdienst gewesen, wenn der Auflauf sich schließlich verlief. Dieses Verdienst gebührt dem sächsischen General Lecoq. Er und mehrere seiner Offiziere mischten sich persönlich unter die Menge. Ihrem gütlichen Zureden gelang es, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Mit einer Schwadron seiner Kavallerie und einiger Infanterie drängte Lecoq die Leute endlich ohne jede Anwendung von Gewalt von der Augustusstraße weg. Doch hörte man aus der abziehenden Menge die drohenden Rufe, man werde wiederkommen, sobald die Brücke wieder angetastet werde.

Zu guter Bürgerstunde, um 10 Uhr, war die Straße leer, lag Dresden wieder in Ruhe. Nur die Augustusstraße blieb die Nacht über besetzt, und der treue Lecoq nahm für alle Fälle zum Schutze des Oberkommandierenden Quartier im Brühl'schen Palais.

Das war das Ereignis des 10. März, von dem damals Europa widerhallte, von dem die Depeschen der Diplomaten voll sind, und das in der

\*) Ich verdanke die Einsicht in den Brief der Güte Seiner Exzellenz des Herrn Generals von Raab in Dresden.

Geschichte des Jahres dreizehn immer eine Rolle spielen wird. Worin liegt die Bedeutung dieses Ereignisses, das doch so gar nichts dramatisches an sich hat? In der Tatsache, daß sich hier zum erstenmal auf deutschem Boden den Franzosen auf ihrem Rückzug die Stimmung des Volkes greifbar und drohend entlud. Daß dies gerade in Sachsen geschah, in der Hauptstadt des Fürsten, den Napoleon seinen getreuesten Alliierten zu nennen liebte, war besonders bezeichnend. Treitschke verkennt diese Sachlage, wenn er hier von dem „Stumpfsinn der Dresdner Philister“ spricht, „denen unter allen Schickungen einer ungeheuern Zeit nichts so wichtig war als die Zerstörung ihrer Elbbrücke.“ Nicht das Schicksal ihrer Brücke war es, was diese Leute bewegte, was dem Vater Kügelgen das große Familientranchiermesser in die Hand drückte, sondern das Schicksal des Vaterlands. Braucht es hierfür den deutlich redenden Tatsachen gegenüber noch eines äußern Zeugnisses, so stehe hier aus vielen eins: ein Wort des bayrischen Gesandten in Dresden, des Barons Pfeffel, der die Stimmung in Sachsen mit der in Preußen auf eine Stufe stellt, indem er sagt: *L'effervescence antifrançaise n'est pas moins vive en Saxe qu'en Prusse.*

\* \* \*

Für den auf das ärgste kompromittierten Reynier war nach dem Vorfall des 10. des Bleibens nicht mehr in Dresden. Er wurde sofort vom Vizekönig durch Davoust ersetzt, den Marschall von Schmühl, wie man damals nach der heute längst in Vergessenheit geratenen napoleonischen Terminologie zu sagen pflegte. Davoust hat wenig Wochen nach den Dresdner Vorgängen im Auftrage Napoleons ein Schreckensregiment über das unglückliche Hamburg heraufgeführt und sich dadurch eine traurige Berühmtheit in der deutschen Geschichte gemacht. Welcher Ruf ihm schon damals im März voranging, das ergibt sich aus einer Depesche des eben genannten bayrischen Gesandten am sächsischen Hofe, der sich in diesem Moment bei dem König in Plauen aufhielt. Er schreibt über den Eindruck, den die Ernennung Davousts machte: „Die Wahl dieses gewalttätigen und finstern Mannes für ein Kommando, in dem General Reynier seinen Ruf kompromittiert hat, hat hier die größte Sensation gemacht. Im stillen hofft man, daß die Russen an einer andern Stelle die Elbe überschreiten und den Marschall mit seiner ganzen Truppe aufheben, wobei sie sicher von seiten der Bevölkerung Begünstigung, ja offene Unterstützung erfahren würden.“ Natürlich blieb es bei diesen frommen Wünschen, und König Friedrich August, der keine Mittel hatte, die Ernennung rückgängig zu machen, mußte sich ins Unvermeidliche fügen. Das Einzige, was er konnte, und was er auch tat, war, daß er in wiederholten Briefen an den Vizekönig um Schonung für seine Stadt und ihre Brücke bat. Die Antworten, die er auf diese Briefe bekam, enthielten nur vage Bertröstungen. Auch Oberst Heynide, den der König zur Begrüßung des neuen Befehlshabers nach Dresden schickte, brachte nur die briefliche Versicherung des gefürchteten Mannes zurück, er werde sein Bestes für die Erhaltung der Brücke tun und nur im äußersten Notfalle zu ihrer Sprengung schreiten. Was eine solche Versicherung bedeutete, wußte man natürlich damals in Plauen so gut, wie wir es heute wissen.

Wir können hier die Frage nicht umgehen, was denn nun eigentlich der ausschlaggebende Grund für die Sprengung der Brücke bei den Franzosen war. Kein Zweifel, daß der Vizekönig zunächst wirklich willens war, Dresden im Notfalle zu verteidigen, und daß sich daraus Reyniers Vorbereitungen für eine Sprengung erklären. Aber tatsächlich ist nun doch der Versuch einer Verteidigung gar nicht gemacht worden. Wir werden sehen, wie Davoust unmittelbar nach der Sprengung seine Truppen aus Dresden wegführte und nur die geringfügigen Reste des Reynierschen Korps dort ließ, die zu einer solchen Verteidigung nicht entfernt imstande waren. Ich füge hinzu, daß diese nachher, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, die Stadt preisgaben, als ihnen der Boden zu heiß wurde. Soviel ist sicher: als sie erfolgte, hatte die Sprengung ihre Begründung in der beabsichtigten Verteidigung der Stadt längst verloren. Die Verteidigung war nur noch eine Fiktion, an der man festhielt, an die aber niemand mehr glaubte. Gab es einen andern militärischen Grund für die Sprengung? Stand vielleicht ein überlegener Feind am andern Ufer der Elbe, bereit, den abziehenden Franzosen auf dem Fuße zu folgen, ihnen den Rückzug zu verwehren? Ich beantworte diese Fragen mit ein paar tatsächlichen Angaben, die ich den Akten entnehme. Als Reynier am 7. März in Dresden ankam, hatten die Russen gerade die sächsische Grenze überschritten und standen bei dem Dorfe Baruth. Bautzen hatten sie noch nicht erreicht. Erst am 12. hatte ihre Avantgarde Radeburg besetzt, stand also etwa einen Tagemarsch nördlich von Dresden, während sich ihre Patrouillen schon auf den Höhen, die die Stadt im Norden umgeben, sehen ließen. Aber schon am nächsten Tage zogen sie sich vor dem ihnen entgegenrückenden Davoust wieder in der Richtung auf Königsbrück zurück, ihr Hauptquartier wurde sogar bis Elsterwerda zurück verlegt. Als am 19. März Davoust die Brücke sprengte und sofort darauf Dresden verließ, gab es weit und breit auf dem rechten Elbufer keinen Russen mehr. Erst am 21. ließen sie sich wieder sehen, verlangten sodann und erhielten die Räumung der Neustadt. Aber auch dann gingen sie nicht zur Aggressive über, erst als der letzte Franzose Dresden verlassen hatte, besetzten sie am 27. März die Altstadt. Preßiert waren also die Franzosen durch die Russen gerade nicht, als sie Dresden preisgaben und vor ihrem Abzug die Brücke sprengten. Nicht diese Sprengung, sondern die zögernde Lässigkeit der russischen Vorwärtsbewegung war die Ursache, daß drei Wochen vergingen zwischen dem Tage, wo Reynier in Dresden einrückte, und dem, wo die Russen Herren der Altstadt wurden. Die Tatsache der Sprengung kann aus dieser Rechnung ausgeschaltet werden, ohne daß sie im geringsten verändert wird, und Napoleon hatte nur zu sehr Recht, wenn er klagte, warum man denn die Stadt preisgab, ohne dazu gezwungen zu sein.

Wie wenig übrigens die gesprengte, aber nicht verteidigte Brücke für die Russen ein ernsthaftes Hindernis der Verfolgung gewesen wäre, wenn eine solche in ihrer Absicht gelegen hätte, das ergibt sich aus der Tatsache, daß nicht bloß größere Abteilungen von ihnen am 27. selbst die Elbe überschritten, sondern daß noch desselben Tags einige Franzosen, Sachsen und Bayern eingebracht wurden, die bei Wilksdruff von den Kosaken gefangen genommen

waren. Eine Verteidigung der Stadt wurde, als die Sprengung erfolgte, von den Franzosen also nicht mehr beabsichtigt, eine Notwendigkeit, den Rückzug gegen einen überlegnen, kräftig nachdrängenden Feind zu decken, lag ebensowenig vor, da die Russen zwei Tagemärsche von Dresden zurückstanden. Warum erfolgte die Sprengung nun doch? Eine Antwort auf diese Frage aus dem Munde der Handelnden selbst liegt nicht vor, auch hier wird das Pariser Kriegsarchiv einem künftigen Forscher Auskunft geben müssen. Bis dahin sind wir auf die Tatsachen selbst und auf die Aussagen urteilsfähiger Zeitgenossen angewiesen, wenn wir unser Kausalitätsbedürfnis befriedigen wollen.

Eins scheint von vornherein festzustehn, daß man nach den Vorgängen des 10. März auf französischer Seite die militärische Ehre für engagiert ansah. Diese Vorgänge waren ungefühnt geblieben. Denn daß zehn Leute aus den untersten Volksklassen nachträglich von den Behörden aufgegriffen und auf den Königstein geschafft wurden, konnte kaum als Sühnung gelten. Ließ der Vizekönig jetzt den Flecken auf der Ehre des siebenten Korps sitzen, so konnte er unter Umständen eine sehr scharfe Reprimande von Napoleon erwarten. Erfolgte dagegen die Sprengung, so war damit vor aller Welt kund getan, daß das französische Heer auch jetzt noch nicht gelernt habe, sich vor dem Geschrei des Pöbels zu fürchten. Aber ich möchte meinen, daß doch noch etwas andres mitgespielt hätte, was man vielleicht am besten als die „Rache des Besiegten“ charakterisieren kann. Es ist der napoleonischen Kriegsführung dieser Zeit auch sonst nicht fremd. Als Napoleon Moskau aufgab und den Rückzug antrat, ließ er vorher den Kreml sprengen. Er ließ seine Rache an dem aus, was seinem Feinde als nationales Heiligtum erschien. Denn daß diese Anhäufung von Palästen und Gotteshäusern seinen Rückzug nicht bedrohte, ist ohne weiteres klar. Und sein Beispiel hatte Schule gemacht. Als der Vizekönig Anfang März Berlin aufgab, ließ er die Vororte von Spandau anzünden — *mesure* (sagt der mehrfach genannte bayerische Diplomat) *absolument inutile pour couvrir leur retraite*. Man möchte glauben, daß bei dem Entschluß zur Brückensprengung ein solches Gefühl ganz besonders stark mit in Rechnung zu ziehn sei. Die Zeitgenossen wenigstens haben ausnahmslos so geurteilt. Ich will meine Leser nicht mit Zeugnissen ermüden, deren Reihe ich nach Belieben ausdehnen könnte. Ich will vor allem keine sächsischen Stimmen anführen, denn die könnten befangen erscheinen. Ein Zeugnis genüge: das Wort eines Mannes, dessen militärische Sachverständigkeit niemand bestreiten wird. Es stammt von dem Schlachtendenker der Freiheitskriege, Gneisenau. Dieser meldete am 27. März an den Staatskanzler Hardenberg, daß der Feind am Morgen Dresden geräumt habe, bewogen wahrscheinlich durch den bei Meißen sowohl wie oberhalb Dresdens vollzognen Übergang einiger Detachements russischer Reiterei über die Elbe. Er fügt dieser Nachricht die Worte hinzu: „Der Mutwille in Zerstörung der Dresdner Brücke tritt hierdurch um so greller hervor.“

Es bleibt noch übrig, daß wir uns abschließend den Hergang der Dinge vom 10. März bis zur Sprengung vergegenwärtigen. Reynier hatte Dresden

am 13. verlassen, nachdem eben Davoust mit 4000 Mann eingerückt war. Diese verstärkten sich in den nächsten Tagen noch, sodaß sie schließlich mit den Resten des siebenten Korps nahezu auf 12000 Mann kamen. Mit dieser Macht konnte Davoust jede Volksbewegung unterdrücken, und das war ja wohl auch der einzig praktische Grund ihrer Ansammlung in Dresden. Die Minenarbeit wurde nun sofort energisch wieder aufgenommen. Ihre technische Seite zu schildern, kann nicht in meiner Absicht liegen; sie ist vortrefflich in dem Buche des Oberstleutnants Aſter dargestellt. Erwähnt sei nur, daß nunmehr die Sprengungsarbeit auf den vierten Brückenbogen und den zwischen dem dritten und vierten Bogen liegenden Pfeiler ausgedehnt wurde. Schon Reynier hatte hierzu den Anfang gemacht, die Ausführung erfolgte durch Davoust. Gerade diese Maßregel hat, wie wir sahen, die schärfste Mißbilligung Napoleons gefunden. Sie läßt das „Nun gerade“ und „Nun erst recht“ als leitendes Motiv vielleicht am deutlichsten durchblicken. Man nahm für diese Arbeit Bergleute aus den Kohlengruben des Plauenschen Grundes. Ihr ungestörter Fortgang wurde durch starke Wachen gesichert. Am 17. und 18. März wurden sämtliche Vorräte, so gut es in der Eile gehn wollte, aus der Neustadt in die Altstadt herübergebracht, ebenso wurden die Lazarette geräumt. Am 18. wurden die Neustädter Tore gesperrt, endlich die Minenkammern geladen und verschüttet. Der Sprengung stand nun nichts mehr im Wege.

In einem Zeitalter, wo technische Kenntnisse noch nicht der Gemeinbesitz weiterer Kreise der Bevölkerung waren, machte man sich die abenteuerlichsten Vorstellungen von den Wirkungen einer Explosion wie der geplanten. Kugelgen, dessen Eltern auf der Hauptstraße in dem sogenannten „Gottesfegen,“ einem noch heute erhaltenen Hause, wohnten, erzählt uns, daß Eltern wie Kinder des Glaubens waren, die Quadersteine der Brücke könnten bis zu ihnen hin fliegen und ins Haus einschlagen, und daß sich darum die ganze Familie in einen Kloben zurückgezogen hatte. Eine noch ergötzlichere und groteskere Äußerung der Furcht kann man bei Aſter nachlesen. Unbekannt dürfte es dagegen sein, daß man sogar der siebenundsiebzigjährigen Tante des Königs, Prinzessin Elisabeth, einer alten tapfern Dame — sie war allein von allen Gliedern der königlichen Familie in Dresden im Palais am Taschenberg zurückgeblieben und hat auch sonst Proben ihres persönlichen Muts gegeben —, die Last einer Ausquartierung nicht ersparte. Man brachte sie in der Nacht vor der Sprengung in einen Flügel des Palais: dominant (so heißt es in meiner Quelle) sur la petite Rue des Frères. Erst dort glaubte man sie leidlich sicher.

Noch am späten Abend des 18. wurde in allen Häusern eine Bekanntmachung des Stadtrats verteilt, wonach sich, sobald am nächsten Morgen drei Kanonenschläge erschallten, jeder Einwohner nach Hause begeben und erst nach drei Stunden seine Wohnung wieder verlassen solle. Zur Ehre der Dresdner muß festgestellt werden, daß bei vielen von ihnen doch die Neugierde die Furcht überwog, und eine große Menge auf beiden Ufern das Schauspiel mit ansah. Nach 8 Uhr Morgens ertönten die verhängnisvollen Schläge. Um  $\frac{1}{2}$  9 erfolgte ein dumpfer unbedeutender Knall, und ein Pfeiler mit zwei Bogen der Brücke stürzte ein. Davoust hatte sich das Schauspiel — unter

dem Geortentor stehend — mit angesehen. Auch er spürte also das Bedürfnis nach Deckung. Als er sah, daß alles gut verlaufen war, führte er seine Truppen unmittelbar vom Schloßplatz weg aus der Stadt heraus, die nun wieder den Resten des siebenten Korps zur Verteidigung überlassen blieb. Die Ehre des französischen Namens war gerettet.

Kügelgens Vater aber rieb sich die Hände: „Gottlob — sagte er —, nun sind die Affen fort, und hoffentlich für immer.“ Er irrte, der brave Mann, die Franzosen kehrten noch einmal zurück, Dresdens Leidensstage im Jahre 1813 sollten erst beginnen. Aber die frohe patriotische Hoffnung, die aus seinen Worten spricht, hat ihn doch nicht getrogen. Die Kanonenschläge, die die Sprengung der Brücke einleiteten, kündigten das Frührot des anbrechenden Befreiungstages an, der über unserm Vaterlande aufging.



## Im Lazarett

1



Der Krieg ist für den Soldaten die Zeit des schroffsten Wechsels aller Lebensbedingungen. Er besingt diesen Zustand, ohne ihn viel zu bedenken, selbst fast jeden Tag, wenn er in den Morgen hineinmarschiert:

Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen,  
Morgen in das kühle Grab.

Doch nicht Tod und Leben allein verschlingen sich eng im bunten Reigen der Kriegstage. Anderer Boden, anderer Himmel, andre Aufgaben, andre Menschen, andre Städte und Dörfer, vor allem auch andre Quartiere, und nicht zuletzt: andres Städtchen, andres Mädchen!

Der Soldat gewöhnt sich, diese Unterschiede gleichmütig hinzunehmen, der Wechsel der Tage muß ihm die Schule sein, in der er dervart abgehärtet wird, daß auch der Rückzug ihn nicht entmutigt, der plötzlich notwendig wird, wenn ein ununterbrochen siegreicher Vormarsch ins Stocken gerät. Auch dafür hat er sein Lied, das zwar meist ohne besondern Grund angestimmt, sicherlich aber mit dem wahrsten Gefühl in Zeiten der Enttäuschung, der Entbehrung gesungen wurde:

Es kann ja nicht immer so bleiben  
Hier unter dem wechselnden Mond usw.,

in dessen langen Versreihen zuletzt die Wechselfälle im Schicksal des großen Napoleon in nativer Weise besungen werden. Auf diese schwerste Probe, die des Rückzugs nach verlorrenem Gefecht, ist ja der deutsche Soldat gerade 1870/71 nur in einzelnen Fällen gestellt worden, und es gereicht ihm die Ruhe und Ordnung seiner Gewaltmärsche nach Coulmiers oder von Dijon nach der Lorraine fast noch mehr zum Ruhm als manche gewonnene Schlacht. Aber was fast jeder Einzelne an Wechseln des Erlebens und der Stimmung durchzumachen hatte, überstieg in nicht wenig Fällen weit die Grenze dessen, was man im gewöhnlichen Gang der Dinge noch für ertragbar hält. Man trägt es doch und erkennt vielleicht später, daß gerade in dem Übergang von Wohlgefühl zu schwerster Sorge der Hammer des Schicksals niederläuft, der aus dem Eisen des erst werdenden den Stahl des vollendeten Charakters schmiedet.